

1. KAPITEL

Dreißig Tage waren vergangen, und jeder Tag machte deutlich, dass die Familie Dreyfus in einer neuen Wirklichkeit lebte. Alfred war fort. An diesem dreißigsten Tag, in der hebräischen Sprache bekannt als *Shloshim*, versammelte sich die Familie erneut, um die alte jüdische Tradition der zweiten Trauerphase zu begehen.

Pflichtbewusst, wenn auch zögerlich, versammelte sich die Familie in der Wohnung in der Rue des Renaudes, wo Lucie sie mit ihrer üblichen heiteren Gelassenheit begrüßte. Der Duft ihres berühmten Lammeintopfs wehte von der Küche her. Madeleine, die sich wegen des Vorstellungsgesprächs im Institut für Soziale Arbeit verspätet hatte, betrat den überfüllten Raum und spürte die Wärme und Herzlichkeit, als sie von der Familie begrüßt wurde. Auch im Angesicht des Todes waren die Dreyfus vereint, lebendig, unerschütterlich.

Der Raum war erfüllt von dem gemurmelten Singsang der Erinnerungen. Ihre Cousins und Cousinen plapperten fröhlich über die glücklichen Sonntage, die sie gemeinsam im Salon zugebracht hatten. Aline Dreyfus, Pierres jüngere Tochter, erinnerte daran, wie Alfred ihnen die temperamentvolle *Tanzette a la Schellette* beigebracht hatte. Sie ergriff Etiennes Hand und vollführte fröhlich mit ihm die Sprünge dieses schnellen Elsässer Tanzes.

»Grand-père hat gelächelt, als er uns diesen Tanz beibrachte«, bemerkte Jean Louis. »Ich erinnere mich daran, weil er nicht oft gelächelt hat, nicht wahr, Madeleine?«

»Nein, das hat er nicht«, stimmte sie zu. »Er war oft sehr traurig.«

»Er hatte jeden Grund, traurig zu sein. Frankreich, sein geliebtes Frankreich, hatte ihn enttäuscht. Weil er ein Jude war, verletztlich und ungeschützt«, brummte Pierre.

Die Verbitterung in der Stimme ihres Onkels überraschte Madeleine. Pierre Dreyfus, selbst ein Held von Verdun und Mitglied der Ehrenlegion, war immer ein lautstarker Patriot der République gewesen.

Die Zeiten hatten sich geändert. »Frankreich schätzt und beschützt jetzt seine Juden. Unsere Kinder werden niemals Furcht und Hass kennenlernen«, versicherte ihr Vater.

Pierre zuckte mit den Schultern.

»Könnte ich dir doch glauben, Pierre Paul«, sagte er bitter. »Aber ich glaube, dass der Fluch des Antisemitismus immer noch sehr lebendig ist in den Herzen und Köpfen vieler unserer Mitbürger. Bald, allzu bald wird der Hass, von dem Deutschland infiziert ist, über unsere Grenze schwappen, und die, die meinen Vater verfolgt haben, werden alle Juden verfolgen. Du bist Arzt, und du weißt, dass Krebs nicht leicht einzudämmen oder gar zu heilen ist. Antisemitismus ist ein Krebs, und wir haben bereits seine Symptome erlebt. Erst letzte Woche gab es anti-jüdische Demonstrationen auf dem

Grand Boulevard. Solche Demonstrationen werden sich ausbreiten. Eine Mitose irrationalen Hasses. Eine Kundgebung diese Woche. Zwei Kundgebungen nächste Woche. Eine Epidemie des Bösen.«

Er füllte sich ein großes Glas mit Brandy und trank ihn mit geschlossenen Augen.

Madeleine blickte zu Simone, die warnend den Kopf schüttelte. Sie sagten nichts, wollten ihrem Vater nicht widersprechen, obwohl sie die Wahrheit in den Worten ihres Onkels erkannten. Erst wenige Tage zuvor hatten sie die Aufführung eines neuen Theaterstücks mit dem Titel *Die Dreyfus-Affäre* besucht. Der Theaterkritiker von *Le Monde* hatte es eine mitfühlende Darstellung von Alfred Dreyfus' Unschuld und seiner ungerechtfertigten Tortur genannt. Sie hatten sich bei den Händen gefasst, als die Schauspielerin, die Lucie spielte, geseufzt hatte: »Unsere Kinder können einem leidtun.«

Diese »Kinder«, das waren Jeanne, ihre Mutter, und Pierre, ihr Onkel. Simone und Madeleine hatten geweint, waren jedoch durch die feindliche Reaktion des Publikums aus ihrem Mitgefühl aufgeschreckt worden. Eine Kakophonie des Zorns war in dem Theater ausgebrochen.

»Kein Mitleid für diese Dreyfus-Kinder. Hatte der jüdische Verräter Mitleid mit Frankreich?«

»Nieder mit den Juden!«

Simone und Madeleine hatten rasch das Theater verlassen und waren vor dem Chor der Ignoranz und des Hasses geflohen. Jetzt, da sie im Salon ihrer Großmutter saßen, wurde die Angst, die sie an jenem Abend empfunden hatten, wieder lebendig.

Pierre ging zum Fenster und blickte düster hinab auf die Straße. Ihr Vater blieb grimmig schweigend sitzen.

Endlich sagte Jeanne Levy etwas. Sie drehte sich zu ihrem Bruder um, ihr Ton war halb flehend, halb bestimmend.

»Pierre, du weißt doch bestimmt, dass alles besser wird. In unserem Land herrscht gerade eine große wirtschaftliche Unsicherheit, deshalb suchen die Menschen nach einem Sündenbock. Aber sobald die Wirtschaft sich erholt und der Franc wieder stark ist, wird alles gut«, sagte sie.

Ihr Gesicht war fleckig. Nervös verschränkte sie die Finger und löste sie wieder, als ob sie versuchte, sich selbst vom Wahrheitsgehalt ihrer Worte zu überzeugen. Pierre seufzte. Es war für Geschwister schwierig, sich gegenseitig etwas vorzumachen, wie Madeleine wusste. Als Pierre seiner Schwester antwortete, war sein Blick weich, aber seine Worte nicht.

»Sieh der Wahrheit ins Auge, Jeanne. Frankreich ist ein Pulverfass. Ein paar Funken des Hasses von der deutschen Grenze, und das Feuer des Antisemitismus wird wieder auflodern. Die Juden von Frankreich, die Juden von Europa sind eine gefährdete Spezies. Es wird nicht besser werden. Nein. Es wird schlimmer werden. Viel schlimmer.«

»Pierre. Es reicht. Das ist jetzt nicht der richtige Moment, um zu streiten. Nicht der richtige Moment, um über unsere Pläne zu reden.«

Marie Dreyfus legte ihrem Mann beruhigend die Hand auf die Schulter. Er nickte stumm, wandte sich jedoch seiner Mutter zu, als deren zitternde Stimme das unbehagliche Schweigen beendete.

»Pierre, du denkst doch wohl nicht daran, Frankreich zu verlassen? Wie kannst du daran denken auszuwandern? Du und deine Familie, ihr seid hier sicher. Du bist ein Held der Republik, ein dekoriertes Veteran. Würdest du mich verlassen? Sieh dich im Zimmer um. Würdest du Jeanne und ihre Familie verlassen und deine Cousins und Cousinen, alle, die dir lieb und teuer sind?«

Pierre trat zu seiner Mutter und umarmte sie.

»Es tut mir leid, Maman, aber ja, wir werden Frankreich wahrscheinlich verlassen. Nicht sofort, aber wenn die Deutschen einmarschieren, werden wir nicht zögern. Ich war schon bei der amerikanischen Botschaft und habe Visaanträge besorgt für meine Familie und für dich und für Jeanne und ihre Familie. Vorerst sind diese Visa nur eine Absicherung, aber wir werden sie benutzen, wenn es sein muss«, sagte er.

Madeleine, stets um Frieden bemüht, war entschlossen, der Spannung im Raum, dem angespannten Schweigen ein Ende zu setzen. Mit einem um Zustimmung heischenden Lächeln verkündete sie ihre Neuigkeit.

»Ich möchte, dass ihr alle wisst, dass ich offiziell am Institut für Soziale Arbeit aufgenommen bin. Wenn Simone ihren Abschluss macht, werde ich mit meiner Ausbildung anfangen.«

Ihre Augen strahlten, ihre Wangen waren vor Stolz gerötet.

»*Mazel Tov!*«

Lucie Dreyfus umarmte ihre Enkelin. »Das ist wundervoll. Du und Simone habt euch für so einen wichtigen Beruf entschieden. Euer Großvater wäre so stolz auf euch.«

Der Frieden war wiederhergestellt. Sie entspannten sich und versammelten sich um den elegant gedeckten Esstisch, wo sie ihre Teller mit Lucies duftendem Eintopf füllten und Familien-Erinnerungen austauschten.

Pierre wandte sich an seine Schwester. »Erinnerst du dich, Jeanne, wie wir uns immer vor der Tür dieses Zimmers versteckt und gelauscht haben, wenn Maman und Papa Versammlungen des *Comité de Bienfaisance*, des jüdischen Wohltätigkeits-Komitees, abhielten?«, fragte er sie.

»Ich weiß noch, wie ich husten musste wegen dem Rauch von Monsieur Rothschilds Zigarren.« Jeanne lächelte. »Du musstest die ganze Nacht das Fenster offen lassen, um den Geruch loszuwerden, Maman.«

Lucie lachte. »Ich habe Baron Rothschild das verziehen und seine Zigarren toleriert, weil er uns sehr große Schecks ausgestellt hat für die Unterstützung der Leute, die vor den entsetzlichen Pogromen in Osteuropa geflohen sind. Dein Großvater war sehr überzeugt von dem, was er als ›aktive Barmherzigkeit‹ bezeichnete. Das hat er auch in seinen Tagebüchern geschrieben.«

Sie deutete auf den kleinen Stapel mit Englischleder bezogener Notizbücher, die sie neben ihrem Teller platziert hatte, und öffnete eines davon an der Stelle, an der sie ein Band zwischen die Seiten gelegt hatte.

Sie reichte es weiter an Madeleine, die den markierten Absatz laut vorlas. »Wohltätigkeit allein reicht nicht aus. Was vor allem gebraucht wird, ist eine Offenheit des Herzens, ganz konkrete Handlungen.«

Ihre Stimme brach, und Tränen liefen ihr über die Wangen. Der Auftrag ihres Großvaters war ihr Vermächtnis.

»Und das ist genau der Grund, weshalb Madeleine und ich als Sozialarbeiterinnen arbeiten wollen«, sagte Simone und schaute Lucie an. »Wir glauben, so wie er, an die Tat. Als kleine Mädchen sind wir mit dir und Maman zum Pletzl gegangen, dem alten jüdischen Viertel im Marais, und haben Essen und Kleidung an die armen jüdischen Flüchtlinge aus Osteuropa verteilt. Aktive Wohltätigkeit. Konkrete Hilfeleistung.«

Lucie lächelte traurig.

»Und jetzt gehen wir ins Marais und nach Belleville, um jüdischen Familien zu helfen, die aus Deutschland fliehen. Es sind andere und sogar noch gefährlichere Zeiten, und unsere Hilfe ist bitter nötig«, sagte sie.

Madeleine wandte sich an ihren Onkel. »Siehst du, Onkel Pierre, es gibt so viel für uns zu tun für unsere Leute hier in Frankreich. Sie brauchen unseren Beistand, unseren Schutz.«

Simone nickte heftig.

Pierre Dreyfus blickte seine jungen Nichten an, gerührt von ihrer Schönheit und ihrem Mut. Er war stolz auf sie, und er hatte Angst um sie. Sorgfältig wählte er seine Worte. Er wollte nicht den Groll seiner Schwester oder die Angst seiner Mutter neu entfachen, jedoch auch nicht seine Absichten verleugnen.

»Jeder von uns muss der Stimme seines Herzens folgen, seines Gewissens, Madeleine. Meine Familie und ich, wir müssen unseren Weg wählen, und du musst deinen wählen. Wünschen wir uns gegenseitig *bonne chance*, viel Glück und viel Erfolg. Wir alle brauchen sehr viel Glück in den dunklen Zeiten, die uns bevorstehen.«

Auf seine unheilvollen Worte hin verfielen sie in starres Schweigen. Es war seine Frau, die die ernste Stimmung wieder in eine fröhliche verwandelte.

»Aber es gibt so viel, auf das wir uns freuen können. Simone, wie gehen deine Hochzeitspläne voran? Und wo ist dein gut aussehender Anatol?«

»Er ist auf einem wichtigen Treffen führender Pfadfinder, aber ich hoffe, dass er rechtzeitig fürs Dessert hier ist«, antwortete Simone und wurde rot, wie immer, wenn sie von Anatol redete.

»Das hoffe ich sehr. Ich habe meinen Apfelstrudel gemacht, weil ich weiß, dass er den am liebsten isst«, sagte Lucie. Sie berührte sacht Pierres Wange. Ihr Sohn jagte Schatten, die sich vielleicht niemals manifestieren würden. Deutschland würde nicht wagen, Frankreich anzugreifen.

Es klopfte an der Tür, und Simone beeilte sich, sie zu öffnen. Anatol und Claude kamen herein, die Gesichter gerötet vom Abendwind, die blau-weißen Halstücher der jüdischen Pfadfinder lose um den Hals geknotet. Anatol hielt eine weiße Rose, die er Simone gab.

Ihre Familie klatschte, und sie lächelte und schob sie sich hinters Ohr. Etienne glitt von seinem Stuhl neben Madeleine und nickte Claude zu, der grinste und seinen Platz

übernahm.

Dr. Pierre Paul Levy drückte die Hand seiner Frau an seine Lippen. »Unsere Mädchen sind sehr schön«, flüsterte er.

Jeanne nickte. »So schön und so jung.«

Er bemerkte die Traurigkeit und die Angst in ihrer Stimme. »Alles wird gut«, sagte er leise. »Wir sind in Paris, der Stadt der Liebe, der Stadt des Lichts.«

»Dunkelheit kann Licht verdrängen«, erwiderte sie, doch sie hob ihr Glas, als Pierre Dreyfus einen Toast auf seinen Vater sprach, dessen Andenken zu ehren sie sich versammelt hatten, und auf die République, die sie alle so liebten.

»*A la France. A la famille Dreyfus.*« Ihre Stimmen klangen kräftig, ihre Augen glänzten verdächtig, Angst mischte sich mit Hoffnung.

Später am Abend gingen Claude und Madeleine durch die stillen Straßen. Claude erzählte von einem wichtigen Treffen der jüdischen Pfadfinder. »Viele leitende Pfadfinder finden, wir sollten uns den Tzofim anschließen, den Pfadfindern von Palästina«, sagte er.

»Und was meinst du?«, fragte Madeleine.

Er antwortete nicht, sondern blieb still, als eine Gruppe von Studenten vorbeiging, die »La Marseillaise« sangen. Madeleine stimmte mit ein.

»Und mein Onkel Pierre will, dass wir nach Amerika auswandern«, entgegnete Madeleine mit leiser Stimme. »Ach, Claude«, sagte sie. »Wie sollen wir denn unser Frankreich verlassen?«

»Wir müssen beten, dass Frankreich nicht uns verlässt«, erwiderte er, und bei diesen Worten erinnerte sie sich an die lärmenden Stimmen im Theater und daran, wie sie und Simone vor diesem unerwarteten Chor des Hasses geflohen waren. Sie schauderte.

»Dir ist kalt«, sagte Claude und legte ihr zärtlich seinen blau-weißen Schal um die Schultern.